



Abend =

Zeitung.

305.

Dienstag, am 22. December 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur. C. S. Ed. Winkler (Eb. Hell.)

#### Dankadresse an Herrn Karl Gutzkow.

Wegen Euer Wohlgeboren Herausgabe der Briefe Schleiermacher's über Fr. Schlegel's „Lucinde“, und hauptsächlich wegen Ihrer Vorrede dazu, hat man von allen Seiten ein Zetergeschrei erhoben und über Sie das Anathema ausgesprochen. Das haben Sie unstreitig erwartet, denn wer gegen verjährte Vorurtheile in die Schranken tritt, hat immer einen harten Kampf zu bestehen, wie uns vom Hörensagen bekannt ist, denn wir können unsere Zeit besser anwenden, als Geschichte zu studiren, und wenn wir einmal Langweile haben, so lesen wir nur, als Abonnentin in einer Leihbibliothek, Ritter- und Räuber-Romane am liebsten oder den Beobachter an der Spree, den Sie, als ein geborener Berliner, gewiß kennen werden, denn da ist Alles so verständlich und so zu sagen handgreiflich, daß man sich dabei nicht den Kopf zerbrechen darf, um erst mühsam herauszugrübeln, was die vielen langen und oft ganz fremden Worte eigentlich sagen wollen. Selbst die „Lucinde“ war uns zu hoch, und wir würden auch aus Ihrer Vorrede nicht recht klug geworden seyn, wenn uns nicht ein paar junge, schöne Geister, die von Ihnen ganz enthusiastisch sind, darüber die Augen geöffnet hätten.

Dadurch haben wir nun zu unserer großen Freude erfahren, wie gut Sie es mit uns meinen, mit uns, die wir nicht allein von der Justiz und Polizei ver-

folgt, sondern auch von der Mehrzahl des noch un- aufgeklärten Publikums verächtlich behandelt werden. Wir befinden uns im umgekehrten Falle wie große Herren, die incognito reisen, um den vielen, oft lästigen Ehrenbezeigungen zu entgehen; wo wir uns öffentlich zu zeigen wagen, geschieht es auch immer incognito, um uns keinem Affront auszusetzen und so behandelt zu werden, wie man sich in der Türkei gegen Einen benimmt, den man für einen Pestkranken hält. —

Wir sind voll Bewunderung über ihren ritterlichen Muth, indem Sie uns wie ein Ritter Bayard, wenn auch nur mit dem ersten Prädikat, erscheinen, der für uns den Federkiel geschwenkt und den Preßbengel zu unserm Schutze in Bewegung gesetzt hat, da, leider! bisher alle Bierbengel — wenn sie auch heimlich nichts weniger als feindselig gegen uns gesinnt — doch immer so feige waren, uns öffentlich zu desavouiren, und oft sogar — um sich kein Demanti zu geben — wo unser Incognito verrathen wurde, am lautesten: „steiniget!“ schriegen.

Sie, heldenmüthiger junger Mann! haben sich ganz anders und preiswürdiger benommen. Sie haben sich nicht gescheut, sich der verfolgten Unschuld — das letzte Wort ist uns unwillkürlich aus der Feder gestossen, wir bitten also, es gefälligst auszustreichen und aus dem kleinen v ein großes V zu machen — gegen unsere öffentlichen und heimlichen Feinde anzunehmen und was für uns das Schmeichelhafteste ist,

den Schatten eines verstorbenen, ehrwürdigen, allgemein geachteten Geistlichen aus der Gruft beschworen, um durch ein Taschenspielerkunststück, größer wie das des Zauberers Bosco, durch seinen Geist den an Gespenster Glaubenden zu imponiren.

Man hat uns des Leichtsinnes so oft beschuldigt; diesen Vorwurf von uns abzulehnen, scheint uns jetzt eine unerlässliche Pflicht; erlauben Sie daher, daß wir Ihnen hier öffentlich unsern aufrichtigsten und lebhaftesten Dank an den Tag legen, in der Hoffnung, daß nun durch Ihre Lehren und Bemühungen eine neue Epoche in unserer Lebensweise beginnen und wir durch Sie von dem, was bisher auf uns so schwer gelastet, emancipirt und die Freiheiten, die wir uns nur verschoben erlaubt haben, durch Sie werden sanctionirt werden.

Möge auch ein engherziger Theil der Jetztwelt noch, denen Sie und Ihre hoffnungsvollen Verehrer und Consorten, da sie kurzzeitig nicht mit dem Geiste der Zeit fortgeschritten sind, die Ekelnamen Perrücken und Zopsmenschen gegeben haben, Ihre Verdienste um uns nicht bloß verkennen, sondern selbst tadeln, so lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, auf der Bahn, die Sie mit so vielem rücksichtslosen Muthe betreten haben, immer weiter fortzuschreiten, und halten Sie sich überzeugt, daß wir Sie, um unser Dankgefühl werththätig, so viel es in unseren Kräften steht, an den Tag zu legen, überall, wo Sie sich zeigen werden, mit offenen Armen empfangen werden als

Ihre  
dankbaren Grisetten.

Anti-Menzel oder Wolfgang Menzel.

Von Dr. Franz Kottenkamp.

Stuttgart, 1835. Valz'sche Buchhandlung. 36 S.

Als Menzel in seinem Literaturwerke, obwohl bei einseitiger Richtung, ein eminentes kritisches Talent kund gab, freuten sich viele Wackere, weil sie meinten, daß durch ihn der so oft gemißbrauchten deutschen Kritik eine neue Aera kommen werde, als er aber die Redaction des Literaturblattes übernahm und sie sahen, wie er bloß nach politischen Ansichten Lob und Tadel austheilte, heute Lorberkronen auf die Häupter Schiller's und Jean Paul's, morgen auf die Köpfe seiner schwäbischen Freunde oder anderer mittelmäßigen Leute setzte, da merkten sie wohl, daß der Kritik

ihre Veredelung noch nicht beschieden sey. Bei alledem gab es ein großes Publikum, — ein Theil davon hat Menzel eben den Krieg erklärt — das ihn bis in die Wolken erhob, und es war eine Hauptstadt, wo man ihn vor lauter Enthusiasmus am liebsten todtschlagen hätte, wäre es auch nur, damit nicht bloß sein Geburtstag, sondern auch sein Todestag begessen werden könnte.

Menzel war damals der tiefste Geschichtsforscher, der scharfsichtigste Astronom, der beste Theolog, und in der Politik natürlich ein Ausbund. Hätte er ein Werk über Ausbrütung der Hühner Eier geschrieben, die Herren wären entzückt davon gewesen; er hatte ihre Winder Eier ja so schön ausgebrütet. — Warum ist nun aber heute Menzel nicht mehr jener Historiker, Astronom, Theologe? Wo ist alle die Gelehrsamkeit, der Geschmack, das tiefe Wissen hingekommen? Warum machen die Herren, die, wie sie sagen, im Literaturblatte „Hasenjagden“ anstellten — bei denen übrigens es der Hase war, der jagte, und der Fuchs, der gejagt wurde und darüber lachte — warum machen sie jetzt Jagd auf Menzel? — Antwort: Weil Menzel einen schwachen Spaß, den sie sich machen, für einen starken Ernst nimmt. Sollte auch das „junge Deutschland“ sein Vorhaben ein wenig ernstlich meinen, so wäre doch Menzel wahrhaftig jetzt in dem Alter, das Ding für Wind, für Rauch, für — Nichts zu halten. Sie wollen das Christenthum, die Ehe aufheben, das „Evangelium des Fleisches“ — so lautet ja die Schnake, glaube ich — verkünden! — Referent meint, das Christenthum werde trotz des „jungen Deutschlands“ noch ein Weilchen bestehen; auch wäre es hübsch von den Herren Guxlow und Wienberg, wenn sie nicht die Ehe so schnell abschafften, sondern uns erlaubten, unsere Frauen noch ein Weilchen für uns allein zu besitzen; sie könnten inzwischen unter sich — versuchen, wie man irgendwo häufig zu sagen pflegt — nachdem sie die „freie Frau“ gefunden, eine Communal-Ehe entriren und uns dann darüber Auskunft geben.

Jedenfalls hat Menzel Unrecht, über spaßhafte Dinge so zu lärmen, vor Allem aber dem „jungen Deutschland“ seine Schwächlichkeit und dünnen Beine vorzuwerfen. Bei solchen Grundsätzen, wie die Herren predigen, kommt man selten zu bessern.

Was nun das oben bezeichnete Schriftchen anbelangt, so gehört Dr. Kottenkamp wohl unstreitig zu den verständigern Segnern Menzel's, wenn er auch in diesem Kampfe nicht immer ganz offen steht. Er

sieht ein, will aber nicht einsehen, daß es keinen Historiker gibt, dem man nicht Schnitzer nachweisen könnte, und so zählt er denn eine Menge derselben aus Menzel's „deutscher Geschichte“ auf. Das ganze Büchelchen aber ist eigentlich nur geschrieben, um Gutzkow's „Wally“ zu verfechten. Er möchte, weil diese Wally — beiläufig gesagt, die Quintessenz weiblicher Infamie — am Ende zu Grunde geht, gern glauben machen, sein Freund habe eine Art moralischen Warnungsspiegel aufstellen wollen. Es wäre dieß aber eine Prozedur, als ob ein Vater, um seine aufblühende Tochter vor der Sünde zu schützen, ihr Aufklärungen geben wollte, welche jedes reine Gemüth nothwendig bestrecken mußten. So einfältig ist aber das Publikum nicht, wie Hr. Kottenkamp zu glauben scheint.

Möge übrigens der, sonst seinen Angriff mit Anstand und Geschick behandelnde Verfasser nicht meinen, daß diese Beurtheilung eine Vertheidigung Menzel's seyn solle. Einmal hat Menzel eine solche nicht nöthig, zweitens hat derselbe sich dem Referenten in letzterer Zeit nur feindselig erwiesen.

Druck und Papier der Schrift sind gut.

E. v. Wachsman n.

### Medisance.

Es gereicht den Deutschen zur Ehre, daß sie für dieß Wort kein echt deutsches haben, denn mit übler Nachrede, Verleumdung verknüpft man doch einen andern Begriff als mit Medisance. Wenn auch diese und Verleumdung auf eins hinauslaufen, so findet man sich doch nicht beleidigt, wenn es heißt: „Ei, ei, wer wird so medissiren?“ setzte man aber für dieß letzte Wort „verleumbden“, so würde man es für eine injuriose Beschuldigung halten und in Feuer und Flammen gerathen. Es würde indeß für uns Deutsche noch ehrenvoller seyn, wenn wir von unseren Nachbarn, den Franzosen, dieß Wort nicht angenommen und ihm gleichsam das Bürgerrecht ertheilt hätten; vielleicht wäre sie dann weniger geübt worden, wie jetzt, wo sie nicht nur einen Theil der mündlichen Unterhaltung, in gesellschaftlichen Zusammenkünften, am Kaffe- und Theetische, in Conditorenläden, Weinstuben und Restaurationen, an der Wirthstafel und bei Spires ausmacht, sondern wo sie auch in die Zeitschriften übergegangen und die Würze mancher Correspondenz Nachrichten und anderer kleinen Artikel ausmacht. Ich sage ausdrücklich: vielleicht, denn schon der Spruch

der Bibel: „Du siehst den Splitter in Deines Nachbarns Auge, aber Deinen eigenen Balken nicht“, beweist, daß diese Untugend schon vor uralten Zeiten geherrscht haben muß, ehe die Franzosen dafür das Wort „Medisance“ erfunden haben. Sie ist die Tochter des Neides und der Selbstüberschätzung, und da beide Erbsünden nie ganz aus dem menschlichen Herzen vertilgt werden dürften, so wird sie auch ihren unersreulichen Einfluß auf solche üben.

Die Medisance wählt sich in der Regel zum Gegenstand ihrer Verfolgung Nachbarn oder Landsleute und läßt Fremde unangefochten, es sey denn, daß der Eine oder der Andere sich besonders ehrenvoll auszeichnet, denn in diesem Falle wird sie auch ihr Gift heimlich auf ihn zu spritzen suchen. Daher scheint das Sprichwort: „Der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande“, dadurch entstanden zu seyn, daß derjenige, der sich durch seine Verdienste, seine Talente und sonstigen preiswürdigen Eigenschaften Ruhm erworben, am meisten der Medisance ausgesetzt ist. Das Vaterland benimmt sich oft stiefmütterlich gegen ausgezeichnete Verdienste und Talente; daher sucht Mancher seinen Wirkungskreis in der Fremde, zuweilen wohl lediglich aus der Ursache, weil er hofft, dadurch der Medisance zu entinnen; eine Hoffnung, die aber sehr oft vereitelt wird.

Als man dem Diogenes ankündigte: daß er aus seinem Vaterlande verbannt sey, erwiederte er: „Und ich verurtheile meine Richter, dort lebenslang zu bleiben.“

Die edelste Rache, die man gegen Verunglimpfen üben kann, besteht darin, ihre Medisance zu vergessen; dadurch fallen sie bald der Vergessenheit anheim. Die große Kunst, die Medisance unwirksam zu machen, besteht darin, daß man sie verachtet. Ein Atheniensfer fragte einen Andern: „Warum verunglimpfst Du mich?“ — „Weil Du Dich darüber ärgerst!“ erhielt er zur Antwort.

Erasmus beschwerte sich über einige Buchdrucker, welche gegen ihn Schmähschriften gedruckt hatten; — man entgegnete ihm, daß sie es darum thäten, um dadurch Brot für sich und ihre Familien zu erwerben.

„Lieber sollten sie's erbetteln!“ — rief er aus — „Das ist bei weitem nicht so entehrend und schändlich, als den guten Ruf seines Nächsten antasten!“

Dieß sollte man jetzt allen Pamphlet-Schreibern, allen Pasquillanten und allen denen zurufen, die

durch ihre Schriftstellerei den Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und den rohen Leidenschaften der unteren Volksklassen zu schmeicheln suchen. Es ist ihnen nicht darum zu thun, zu nützen und etwas Gutes zu befördern, sondern um ihren Eigendünkel und ihren Neid zu befriedigen.

Man fragte eine geistreiche Dame: warum man

gewöhnlich mehr die Fehler und Mängel seines Nächsten als seinen guten Eigenschaften Aufmerksamkeit schenke?

„Weil man lieber nach den Flecken der Sonne sieht, oder wenn eine Finsterniß bei ihr eintritt, als wenn sie im vollen Glanze strahlt.“

K. Müchler.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz: Nachrichten.

#### Hannoversche Chronik.

(Fortsetzung.)

Von Unglücksfällen hörte man nichts, als daß ein Schaugerüst, sichtlich aus Schwefelhölzern erbaut, zusammenbrach und eine Masse von dreißig Menschen sich aus der Höhe von 14 Fuß plötzlich in seltsamster Verwickelung am Boden liegend fanden. Ein junger Bursche wurde von weiblichen Lasten dabei so zusammengedrückt, daß ein halb Stündchen verging, bevor er wieder zur Besinnung kam. Der arme Schelm hatte nicht das Glück, wie jener Reisende auf der Insel Sicilia, der bei einem solchen Logenbruche im Theater sich geschützt durch eine Tempelhalle von lauzer alabasterweißen, weiblichen Säulen wiederfand, auch eine Art von Betäubung fühlte, aus welcher er ungern sich durch die verjagende Stimme einer gekränkten Engländerin erweckt sah.

Der Rückmarsch von der Bahn in heißer Mittags-sonne, im hochaufgreifenden Sande verbitterte in etwas das Vergnügen, doch hatte man hierbei die Gelegenheit, den ungeheuern Menschenknäuel sich entwickeln zu sehen, die endlose Reihe der Fuhrwerke zu bewundern und Betrachtungen aller Art über die Familienzüge, die bunten Sträuße der gepuzten Huldinnen zu machen und sich zu ergötzen am Gedränge auf der geschlagenen Nothbrücke, an dem Eifer der Fährleute und Bootführer, die den Fluß bestreichen, durch den sogar mancher kecke Landmann den Marsch mit entblößtem Piedestal wagte, um Brückenzoll und Schifferpfennig zu ersparen. — Thierschau, Theater, Bälle und Schmausereien begleiteten das viertägige Fest, welches mit dem Vergnügen auch das milde durch Prämien für die Vervollkommnung der Thierzucht und größern Achtsamkeit in der Pflege der Nutztiere verbindet, ein Zweck, dessen hohe Wichtigkeit jeder Staatsökonomie klar ist.

Ein besonderes Interesse gewährte, als schöne Zugabe zu diesen geräuschvollen Festtagen, der Besuch der Celler Stadtkirche für jeden Hannoveraner, der in der Geschichte seines Fürstenhauses sich umgesehen hatte. Die Restauration dieses merkwürdigen Gotteshauses ist beinahe vollendet und dem schönen Gebäude der alte Glanz wiedergegeben. Reiche Vergoldung ziert Kanzel, Orgel und die Hochstühle, und man neigt unwillkürlich das Haupt auf den Chor, wo die ehrwürdigen Gestalten der alten Herzöge von ihren Epitaphien herunterschauen. Mehrere der Statuen sind von weißem Marmor; man findet den tapfern Herzog Georg, den Stammvater des jetzt regierenden jüngern

Lüneburgischen Hauses, nebst seinen beiden ältesten Söhnen darunter, denselben, der zuerst in Hannover residierte und das hiesige Schloß erbauen ließ. Auch das Grabmal des Herzogs Wilhelm des Ältern, genannt *bellicosus* und *victoriosus*, des sieben Schlachten Gewinners, findet sich dort; ebenfalls sieht man den stattlichen Bischof Friedrich von Radeburg in voller Waffenrüstung knieen, und hinter dem Altare locken mehre Denkmäler aus ältester Zeit den Forscher und Antiquitätenfreund zu sich. Nicht weniger sehenswerth ist das völlig hergestellte und wohnbar gemachte Schloß, welches von seiner Höhe die Stadt beherrscht und mit seinen beiden festen Thürmen, Schloßhöfen, hohen Wänden und engen Fenstern ein Musterbild der fürstlichen Residenzen des Mittelalters schauen läßt. Die Höhe, welche das Schloß trägt, ist mit englischen Anlagen geziert und eine schöne Brücke führt über den breiten Graben hinan. —

kehren wir nun zu unserm Hannover zurück, so bietet unser Tagebuch nur noch die Ereignisse im Hoftheater dar. Man eröffnete dasselbe mit Gretry's schöner Oper: „Raoul, der Blaubart“, nach Fischer's Bearbeitung; und Herr Sey als Blaubart und Dem. Franchetti als Marie leisteten so Vorzügliches, daß diese alte, lang' vergessene Oper in kurzer Zeit mehre Male zu völliger Befriedigung des Publikums gegeben werden konnte.

Eine neugeworbene Prima-Donna, Demoiselle Stetter aus Wien, zeigte sich als Agathe und Julia, und die Opernfreunde wünschten sich Glück, diesen Platz wider Erwarten so bald genügend besetzt zu sehen. Mit einem angenehmen Aeußern und klangreichem, kräftigen Organ verbindet unsere Sängerin ein lebhaftes, sehr geregeltes Spiel, und scheint besonders zu den ernsteren, tragischen Partieen, die man so selten von Operistinnen wahr und lebendig durchgeführt sieht, geeignet. Entfernt wünschten wir ein Vorbeugen des Körpers bei höheren, schwierigen Gesang-Passagen, was die edle Haltung, welche übrigens nirgend mangelt, verleiht.

Unser neuer Komikus, Herr Michler, debutirte als Geiziger, Bonoeil und Scarabäus. Je mehr man diesen braven Schauspieler sieht, je mehr gewinnt man ihn lieb, und je höher steigt die Achtung für sein Talent. Seine Gestaltung ist immer neu, und er weiß jede frische Form festzuhalten; nur sein Stimmorgan könnte beugsamer und variabler seyn. Baron Scarabäus erinnerte uns an die besten Leistungen, die wir in dieser Maske gesehen, und blieb nirgend hinter ihnen zurück. —

(Die Fortsetzung folgt.)

(Nebst einer Beilage vom bibliogr. Institut in Hildburghausen und einer von J. K. G. Wagner in Neustadt a. d. O.)